

Ulrich Haarmann

Joseph und seine Söhne



Geboren 1942 in Stuttgart, Studium der Geschichte, Slawistik und Orientalistik in Princeton (B.A. 1965) und Freiburg im Breisgau (Dr. phil. 1969 im Hauptfach Islamwissenschaft). 1969-71 Mitarbeiter des Deutschen Archäologischen Instituts Kairo. Von 1971 bis 1992 Mitglied des Lehrkörpers der Universität Freiburg, anfangs als Wissenschaftlicher Mitarbeiter, dann als Dozent (Habilitation 1972) und Professor (ab 1976). Diese geruhsamen Jahre im deutschen Südwesten wurden von mehreren Auslandsaufenthalten unterbrochen: Gastprofessuren und Fellowships in UCLA (1974), McGill University Montreal (1976, 1986), am Institute for Advanced Study in Princeton (1987, 1992), am Annenberg Institute for Judaic and Near Eastern Studies Philadelphia (1990) und an der Universität Basel (1992). Von 1978 bis 1980 war ich Direktor des Orient-Instituts der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft in Beirut/Libanon. Seit 1992 Professor für Islamwissenschaften in Kiel. Veröffentlichungen: *Quellenstudien zur frühen Mamlukenzeit*, Freiburg 1969; *Die Chronik des Ibn ad-Dawādūrī. Achter Band*, Kairo 1971; *Die islamische Welt zwischen Mittelalter und Neuzeit* (Hg.), Beirut 1979; *Geschichte der arabischen Welt* (Hg.), München 1989ff.; *Das Pyramidenbuch des Abû Ga`far al-Idrisi (st. 649/1251)*, Beirut/Stuttgart 1991; (mit Stilt)* Labib, gest. 1987) *Abû Hümid al-Qudsi's Traktat über die Segnungen, die die Türken dem Lande Ägypten beschert haben*, Beirut/Stuttgart 1997; (mit Th. Philipp, Hg.) *The Mamluks in Egyptian politics and society*, Cambridge 1997. — Adresse: Seminar für Orientalistik, Christian-Albrechts-Universität Kiel, Leibnizstr. 10, D-24118 Kiel.

Alii libros scribant, du aber kehrst ohne eine Zeile des geplanten Buchprojekts wieder heim? Nun, ganz so schlimm ist es am Ende Gott sei Dank doch nicht mit mir gekommen. Aber es war schwer, sich immer gegen die Versuchungen des Wissenschaftskollegs und seines städtischen Hinterlands zur Wehr zu setzen. In den ersten Wochen glaubte

ich mich befugt, aller heimatlichen akademischen Verpflichtungen ledig, nur dankbar in mich aufzunehmen, was das Kolleg, die Gemeinschaft mit den fellow Fellows und natürlich das gerade in der dunklen Jahreszeit so attraktive kulturelle Berlin zu bieten haben. Wenn dann noch, wie mir widerfahren, ein Knöchelbruch, wenige Meter vor dem Mutterhaus des Wissenschaftskollegs auf der schneeglatten Princeton Olden Lane erlitten, alle Terminpläne durcheinanderwirbelt und man zwei ganze kostbare Monate lang all die einmaligen, vor allem aber die so wunderschönen wiederkehrenden Ereignisse im Kalender des Kollegs nur aus der Ferne erleben kann, muß man schon sehr kämpfen, will man nicht den Mut verlieren. Immerhin, jetzt am Ende des Jahres stehen Kernkapitel meines Buches über die Mamlukennachfahren, über „Joseph und seine Söhne“, wie ich das Thema meines Tuns in der Wallotstraße (ab Januar 1996 in einem traumhaft großen und exquisit möblierten Arbeitszimmer in der vom Kolleg neuerworbenen Villa Jaffe) etwas leichtfertig genannt und bei meinem Dienstagskolloquium gleich nach Neujahr 1996 vorgestellt habe.

Diesen Titel muß ich begründen. Was haben die Mamlukensultane und -generäle, die im 13. Jahrhundert den Orient von den Kreuzfahrern und der Mongolengefahr befreiten und im Jahr des Lutherschen Thesenanschlags den Osmanen schmäählich unterlagen, nicht zuletzt, weil sie sich sträubten, die aus ihrer Sicht unritterlichen Feuerwaffen einzusetzen, und was haben deren Nachkommen mit Thomas Mann zu tun? Natürlich nichts oder fast nichts. Zwei deutsche Ägyptenreisende des ausgehenden fünfzehnten Jahrhunderts, der Ulmer Mönch Felix Fabri und der Kölner Ritter Arnold von Harff, erklären sich die von ihnen beobachtete widersinnige und, wie sie es sehen mußten, geradezu widernatürliche Praxis der mamlukischen Landesherren, Macht und Reichtümer an immer wieder neu aus der Fremde (dem heutigen Südrußland, Westkasachstan und Kaukasien) nach Ägypten gebrachte ehemalige Heiden und Sklaven („Mamluken“) weiterzureichen, die eigenen Söhne aber von jeglicher Teilhabe auszuschließen, mit einem alttestamentarischen Präzedens. Schon der Patriarch Joseph sei als Ausländer zur höchsten Macht am Nil, zum „Herrn über Ägyptenland“, aufgestiegen. Demnach dauere dieser Brauch offenkundig bis in die Gegenwart der beiden frommen Pilger von Donau und Rhein an. „Josephs Söhne“ also gehen leer aus.

Aber haben diese europäisch-christlichen Besucher richtig beobachtet? Ist die Annahme triftig, daß Väter — bei aller Bereitschaft, sich den herrschenden gesellschaftlichen Konventionen und Zwängen zu unterwerfen — ihren eigenen Nachwuchs so weit vernachlässigen? Von den theoretischen Biologen unseres Jahrganges, Holk Cruse und Helge

Ritter, wurde ich in meinem Kolloquium über das *selfish gene* aufgeklärt, das nach der Überzeugung maßgeblicher Evolutionstheoretiker solcherlei Mißachtung der eigenen Brut ganz und gar unplausibel erscheinen lasse. Wie läßt sich dieses Postulat mit der gesellschaftlichen Realität in Einklang bringen? Welcher Stratageme bedienen sich die Mamlukenemire, um redlich oder durch Gewalt erworbenen, auf jeden Fall aber höchst vergänglichen persönlichen Reichtum doch irgendwie an die nächste Generation weiterzugeben? Man stiftete sein Privatvermögen für fromme Zwecke, baute also Moscheehochschulen, und setzte (durchaus zum Ingrimme gewissenhafter Juristen der Zeit) die eigenen Kinder als opulent versorgte Verwalter ein. Scharfsinnig diagnostizierten einheimische Kritiker der Mamluken deren Bauwut — der wir die Silhouette der auch heute noch glanzvollen Kairoer Altstadt verdanken — als Bemühen, im Jenseits Punkte zu machen angesichts der im Diesseits vollbrachten Schandtaten, vor allem aber als Mittel, den eigenen Nachkommen Vermögen zukommen zu lassen. Oder der Vater schaffte es doch, dem Filius in der Militärhierarchie ein einigermaßen lukratives, wenn auch nicht sehr prestigereiches Amt zu sichern und dadurch dessen Auskommen zu gewährleisten. Zu gewissen Zeiten waren die Voraussetzungen hierfür günstig. Viele dieser Mamlukensöhne freilich hatten gar keine Lust, sich den Belastungen einer (verglichen mit den Karrieren der Väter) doch irgendwie zweitklassigen Laufbahn zu verschreiben. Sie schworen der Welt der Pferde, Waffen und Turnierplätze ab. Entweder bewährten sie sich als „geborene“ Mittler und Makler im Sozial- und Wirtschaftsleben der Zeit. Oder aber sie wandten sich den Domänen der Einheimischen, also der von den Mamluken drangsalierten und verachteten einheimischen „Sarazenen“, zu. Wie die Hugenotten die besten Preußen wurden, so wurden Mamlukensöhne und -enkel in ihrem Bemühen, von einer fremden Umwelt akzeptiert zu werden, zu besonders engagierten Verfechtern einheimischer Kultur und Gelehrsamkeit. Einige der umfangreichsten und anspruchsvollsten Werke des arabischen Spätmittelalters zur prophetischen Überlieferung (*hadit*) oder zur Geschichtsschreibung stammen von Mamlukennachfahren. Das größte biographische Lexikon des Mittelalters — Abendland und Morgenland eingeschlossen —, Safadis (gest. 1363) *al-Wiift bi'l-wafayât*, stammt von dem gebildeten Sohn eines in Nordpalästina amtierenden mamlukischen Militärs.

Die Reichhaltigkeit der Quellen erleichtert und erschwert meine Bemühungen. Die Fülle garantiert Antworten auch auf Fragen, auf die wir, wenn wir in andere Jahrhunderte oder Regionen wechseln wollten, kein Echo fänden, sie zwingt den Forscher aber auch, Tausende von Eintragungen zu überprüfen. Der Umstand, daß die Mamlukensöhne

üblicherweise arabische, ihre Väter aber — als Zeichen ihrer Nobilität — turkotscherkessische Namen trugen, die Prosopographien dieser Zeit aber schematisch-alphabetisch zuerst nach dem Vornamen, dann dem Vatersnamen angeordnet sind, erleichtert den Zugang zu dieser spezifischen Personengruppe, die als separate Einheit in den zeitgenössischen Gesellschaftsmodellen nicht vertreten ist, aber — erkennbar an einer allgemein auf sie gemünzten Bezeichnung: „Söhne der Edlen“ (sc. der Mamluken), arabisch: *awliid an-nâs*, italienisch: *fioli di la zente* — von Einheimischen und Fremden als Ensemble wahrgenommen wurde. Hilfreich für die Studien zu den Mamlukensöhnen ist fürderhin die kontrastreiche Vielfalt der historischen Quellen. Wir verfügen über Urkunden (wenn auch nicht ausreichend viele), über ein immenses biographisches und chronistisches Schrifttum und über die von mir besonders geschätzten Stimmen von außen, also westeuropäische oder auch nordafrikanische Pilgerberichte, in die Ägypten als der Zufluchtsort der Heiligen Familie und Standort legendärer Wunderbauten bzw. als Durchgangsstation auf dem Weg von Marokko nach Mekka einbezogen wurde.

Wenn ich mit meinem Thema (für welches ich mich ja nicht erst seit dem letzten Herbst interessiere) nicht so weit gekommen bin wie erhofft, lag dies auch an unerwarteten Abschweifungen. Die Einladung, am 14. Dezember 1995 im Kolleg unter dem Thema *Glaubensgemeinschaft und ethnische Vielfalt im mittelalterlichen Islam und lateinischen Christentum* einen vergleichenden Vortrag über pränationale Formationen in Ost und West zu halten, gab mir Gelegenheit, diesen Text zu einem längeren Aufsatz auszubauen, der mittlerweile erschienen ist.

Und dann bleiben keinem von uns die Erblasten erspart. Lange schon sitze ich — auf Vorarbeiten eines 1987 verstorbenen ägyptischen Kollegen aufbauend — an der kritischen Ausgabe eines der merkwürdigsten Texte der spätmittelalterlichen arabischen Historiographie, einem Dithyrambus auf die Mamluken aus der Feder Abti Hamid al-Qudsis, eines 1483 verstorbenen Ägypters. Dieses Werk mit dem (in arabischer Reimprosa sehr gefälligen) Titel: *Über die ehrwürdigen und glanzvollen Reiche des Islams und die Gnade, die Gott den Ägyptern dadurch hat zuteil werden lassen, daß er die Türken in ihr Land geholt hat* stammt von einem Verfasser, der sich, der ständigen Mißachtung und Geringschätzung durch seine gelehrten Zunftgenossen überdrüssig, der mamlukischen Obrigkeit an den Hals warf und durch sein unkonventionell positives Türkenbild wichtige Retouche an dem sonst verbindlichen Mamlukendiskurs der einheimischen Autoren vornahm. Dort nämlich wurden die fremden Landesherren gemeinhin als gewiß kriegstüchtige und für die Sicherung der islamischen Gemeinschaft gegen äußeren

Feind und Ketzerei auch unentbehrliche, aber zugleich zutiefst kulturlose Barbaren dargestellt, die ohne geduldiges Bemühen ägyptischer Lehrer nicht einmal die Glaubensformel korrekt auszusprechen verstünden. Daß Türken das Arabische, die Sprache des Propheten und des Korans, meistern und in ihr dichten oder gelehrte Schriften verfassen, durfte im Grunde nicht sein. So wie man spätestens seit Edward Saids Orientalismus-Schrift dem modernen Westen in seinem Umgang mit dem Morgenland vorwirft, den Orient zur farbigen, jeglicher Autonomie baren Folie eigener politischer und geistiger Überlegenheit gemacht zu haben, möchte man hier in Parallele geradezu von einem „Septentrionalismus“ des islamischen Spätmittelalters sprechen. Der sich kulturell überlegen wahnende arabische Süden ist auf Grund seines „Türkendiskurses“ gar nicht in der Lage, die geistigen und künstlerischen Errungenschaften der aus dem Norden stammenden mamlukischen Herren wahrzuhaben. Hier aber hört die Analogie auch schon auf. Ballen sich im Orientalismus politische Macht und kulturelles Überlegenheitsgefühl auf einer, der westlichen, Seite, ist bei den Ägyptern und Syrern des 13. bis 16. Jahrhunderts das verzweifelte Bemühen erkennbar, sich von den ausländischen Herrschern, die souverän über den Boden verfügen, nicht auch noch das letzte eigene Machtmittel, das Monopol in Kultur und Gelehrsamkeit, nehmen zu lassen. Die Edition von Abü Hamids arabischem Text und eine deutsche Einleitung lagen bereits vor, als ich nach Berlin kam, aber die Korrekturen und die zeitraubende Erstellung eines Index fielen in die ersten und dann noch einmal in die letzten Wochen des Fellowships.

Noch ein weiteres Buch wurde hier endgültig abgeschlossen. Im Dezember 1994 hatten Thomas Philipp (Erlangen) und ich als Gäste der Reimers- und der Henkel-Stiftung in Bad Homburg ein Symposium über die Mamluken in Politik und Gesellschaft (1250-1805) organisiert, dessen Referate nun (um einen nachträglichen zweiten Beitrag von mir erweitert) als Buch erscheinen sollen. Es gelang uns, die Herausgeber der Reihe *Cambridge Studies in Islamic Civilization* für diesen Band zu gewinnen. Die Vereinheitlichung der Manuskripte, die Abfassung einer Einleitung und andere redaktionelle Arbeiten fielen in die Berliner Zeit. Herzlichen Dank dem Wissenschaftskolleg für die finanzielle Unterstützung bei der Erstellung des dazugehörigen Index!

Zwei Vorträge aus meinem engeren Fachgebiet, einmal vor der Berliner Wissenschaftlichen Gesellschaft, zum anderen bei den Arabisten der Freien Universität gehalten, ein eintägiges Seminar in der Wallotstraße zum Thema *Frauen im islamischen Spätmittelalter* mit Renate Jacobi (Berlin), Basim Musallam (Cambridge), Barbara Kellner-Heinkele (Berlin) und Doris Behrens-Abouseif (München) als

ReferentInnen, und drei Vortragsreisen nach Princeton, Frankfurt und München standen zusätzlich auf dem Programm des akademischen Jahres. Mit Richter Najeeb Shamiri aus dem Jemen und Nehemia Levtzion, dem Leiter des Jerusalemer Van Leer Instituts, kamen Gäste aus dem Vorderen Orient nach Berlin, die sich und ihre Arbeiten in gut besuchten Seminaren den Fellows vorstellten. An die kollegiale Zusammenarbeit mit den beiden anderen Islamwissenschaftlern des Jahrganges, Martha Mundy und Abdallah Cheikh Moussa, bei diesen und vergleichbaren Gelegenheiten erinnere ich mich gerne. Schließlich, *and not the least*, sei auf die Aktivitäten des am Kolleg neugeschaffenen Arbeitskreises *Moderne und Islam* verwiesen, in den ich als Mitglied der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften kooptiert wurde. Die von Gudrun Krämer, Islamwissenschaftlerin an der FU Berlin, geleiteten vierzehntägigen „Berliner Seminare“, die Sitzungen mit Rémy Leveau vom Berliner Centre Marc Bloch u.a. zur Auswahl der Stipendiaten für die Sommerschule im September 1996 und die tägliche Arbeit in der Villa Jaffé mit Gregor Meiering zu Problemen des zeitgenössischen Islams und der aktuellen Forschungslage sind mir in der Retrospektive überaus wichtig.

Vielfältige Ablenkung von dem eigentlichen Ziel, der Niederschrift meiner Monographie, kam aber auch aus dem Kreise unserer Kohorte, und ich möchte keine davon missen, bedauere im Gegenteil, nicht noch öfter dem Ruf von Mitfellows zu interessantem Allotria gefolgt zu sein. Unser Sprecher, Bernd Herrmann, machte mich schon früh, noch im sonnigen Herbst, mit der landschaftlichen Schönheit seiner Wahlheimat Oderbruch vertraut, wo wir wilde Quitten sammelten, Dorf Museen mit dem vereinigten Charme der Bismarck- und Ulbrichtzeit besuchten und Moritaten auf Grabsteinen und Votivtafeln entzifferten. Eine mehrstündige Wanderung auf der vereisten früheren Seegrenze zwischen „Westberlin“ und DDR, von der Glienicker Brücke bis zur Pfaueninsel, wird unvergessen bleiben. Überhaupt, was für ein Winter! Fünf Monate Eis auf den Seen des Grunewalds.

Mit wieviel Bedacht die Kollegleitung unseren Jahrgang zusammengestellt hatte, merkte ich gleich am ersten Tag meines Hierseins. Peter Stoltzenberg entpuppte sich als Liebhaber des orientalischen *Magnûn-Layld* Motivs, der archetypischen Geschichte von Liebe, Dichtung und Wahnsinn, das er auf die Bühne bringen will; Hendrik Birus gesellte sich zu uns und konnte sogleich meine leichtfertig geäußerte Vermutung widerlegen, in Goethes West-Östlichem Diwan, von Birus selbst eben in einer Prachtausgabe neu ediert, sei von diesem unglücklichen Liebespaar ausführlich die Rede. Und daß mit Holk Cruse und mir zwei alte Freunde aufeinanderstoßen würden, die sich seit dem Mai 1952 kennen

und neun Jahre lang nebeneinander auf einer Schulbank des Stuttgarter Eberhard-Ludwigs-Gymnasiums saßen, war ein wirklich freundlicher Zufall.

Mein früherer Freiburger Kollege Hans Martin Gauger, ältester Adel des Wissenschaftskollegs, sagte bei seinem Besuch in der Wallotstraße im Winter, hier, während seines Fellowjahres, habe er noch einmal neue Freundschaften geschlossen. Ich habe dieselbe Erfahrung machen dürfen, wofür ich besonders dankbar bin. Keines der Dienstagskolloquien möchte ich in der Rückschau missen, obwohl ich wahrlich nicht immer alles mitbekam. Aber da gab es dann Gott sei Dank stets Klaus Günther, der auch die kompliziertesten im Vortrag dargelegten Sachverhalte durch seine sanft und klar vorgetragenen Fragen der Allgemeinheit verständlich zu machen verstand. Der Ordner mit den Resümees der Dienstagskolloquien wird einen Ehrenplatz in meinen überfüllten Kieler Regalen finden, nicht nur aus Nostalgie.

Als ich recht deprimiert in Amerika mit gebrochenem Knöchel lag, ließen die Sympathiebekundungen aus dem Grunewald nicht lange auf sich warten. Gleich nach der Operation traf ein Fax der *Class of '95—'96* im Krankenhaus in Princeton ein. Der Rektor machte mir eine besondere Freude mit der telephonischen Mitteilung, daß just am Tage meines Unfalls Bayern-München im Dreisamstadion vom SC Freiburg besiegt worden sei. Viele andere meldeten sich brieflich oder fernmündlich in Amerika und später in Kiel; ich nenne stellvertretend für sie alle Barbara Sanders im Empfang des Wissenschaftskollegs. Was habe ich mich gefreut, in den letzten Apriltagen nach zweimonatiger Abwesenheit in diesen Kreis zurückkehren zu können — wobei nicht verhehlt werden soll, daß mir die Trennung von meiner Familie nicht leicht gefallen ist, die leider nur äußerst selten, z.B. zu einer improvisierten großartigen Sylvesterparty im Kolleg, nach Berlin kommen konnte. Daß ich eingeladen bin, im Frühjahr 1997 die beiden durch den Unfall verlorenen Monate als Gast des Rektors nachzusitzen, ist ein großes Geschenk. Dem Kolleg und all seinen Mitarbeitern sei mein herzlicher Dank für ein überwältigendes Jahr gesagt.